Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 165. Well, ich kann nit sehn, wie so viele Leut krehsig for sin, in die Kontrie zu gehn. Jeden Sommer sin alle gute Leut aus die Zitlie fort, das ganze Bißneß is an en Ständstill; die Bißneßpiebel, die könne nach ihren Trehd wissele un in die ganze Zeit hocke die Kostiemersch in irgend e seckendhändiges Nest un wisse nit wie se die Zeit kille solle. Eckfäcktlie denselwe Weg fühle ich. Es is ja ganz schön hier, das is gut genug, awwer mer kann doch nit den ganze Dag esse un drinke un spaziere gehn. Wann ich die Kids nit mit mich hätt, wo ich mich als emol ärgern könnt, wei dann wär das Lewe hier gar nit zu ertrage. Wenn der Philipp, was mein Hosband is, hier wär, dann wär alles different. Dann könnt ich ihn doch als emol en Rohst gewwe, awwer mit die Wedesweilern will ich doch kein Rumpus rehse, sonst deht's gleich heiße, ja, die Lizzie muß immer feite un ich sin doch gar nit so. Die Leut, wo mir bei wohne, sin arig neis un mir brauche nor ebbes zu menschene, dann is es auch schon da. Der Mister Krumbier, well, das is ja auch en ganz guter Mann, awwer er hot doch nit viel Ettjukehschen un Se solle nor emol höre, was der for e deutsch tahke duht! Alles is bei ihn uffgemickst. Er weiß nit emol, wann er „dir un dich" und „mir un mich" zu juhse hot. Seine Frau is ganz different, die hot viel mehr Rieseinement. Ich denke, se hot als junges Mehdche in e feines Haus gedient un da kann mer viel lerne. Ennihau gleich ich gern mit sie zu spreche. Se hot drei Kinner un ein Mehdche. Das Mehdche is e Pietsch. Se is so ebaut achtzehn Johr alt un Bäckelcher hot se wie Aeppelcher. Se mache sich gar kein Begriff, was das Mehdche so gern lest. An einigem Platz, wo se steht un wo se sitzt, hot se e Buch in die Hand un lest. Ich hen die Missus Krumbier emol gefragt, ob das viele Lese denn die Laura nicks schade deht. Do hot se gesagt: O, das is se e schmartes Kind; sie hot die Intenchen an die Stehtsch zu gehn. Wisse Se, mer hen se in die Hochschul gehn losse un do hot se Elockjuhschen-Lessens genomme un seitdem is se ganz krehsig for die Stehtch. Ich hen alles getreit for sie uff annere Gedanke zu bringe, awwer sie stickt dazu, daß sie for das Tijehter gehore is. Hen Sie se schon emol rieseite höre? Nit? Wei do hen se ebbes gemißt. Laura! komme emol her, un duh emol for die Lehdies rieseite." Die Laura is komme un hot gesagt: „Mit den größte Vergniege" un dabei hot se ihr Mailche gespitzt, als wann se die Wacht am Rhein wissele wollt. Dann hot se sich in Front von uns gestellt, hot en Bau gemacht un hot gesagt: Wilhelm Tell's Monolog in der hohlen Gasse. Die Wedesweiler'n hot mich gepuscht un hot mich zugewischpert: Sell is doch schuhr e Mißteht, ich bette, das muß „hohle Kasse" heiße. Awwer die Wedesweilern, die will alles besser wisse un muß immer ihren Penniewerth Schmartneß ereibringe. Die Laura hot dann losgelegt: „Dorch diese hohle Gasse muß er komme, es fiehrt kein annerer Weg nach Kißnacht, hier duhn ich's vollbringe." Un so is es en ganze String weiter gange un ei tell juh, ich hen's so gut gegliche, daß ich's am liebste noch emol gehört hätt. Bei Schinko, hen ich gesagt, Laura, Sie hen awwer Tällent, wann Sie kein Juhs von Ihne Ihr Tällent mache dehte, das wär e Sinn un e Schehm. Wann mache Sie dann nor so schöne Pohems? das muß doch e ganze Latt Zeit nemme. Mein Hosband hot auch emol e Pies Pohetrie gemacht, awwer das is en arig harter Schapp for ihn un so gut hot er'sch nie nit fertig gebracht." Do hot die Laura gesagt: „Wei Mäddem, das hen ich ja gar nit gemacht, das is von den Schiller." Ei tell juh, do hen ich doch keinder tschiep gefühlt, awwer ich hen mich gleich widder eraus geholfe. Ich hen gesagt: „Schuhr, hen ich gesagt, ich meine auch nit das Dichte, ich meine das auswendig lerne." Dann is die Laura fort mit ihre Ma. Die Wedesweiler'n hot gesagt, se hätt ja auch die Ressitehschen ganz gut gegliche, blos deht se um den Schiller nit viel gewwe; sie hätt liewer ebbes Klassisches gehört, so for Instenz die letzte Rose oder Ich weiß nit was soll es bedeute. Ich hen weiter gar nit uff die Wedesweilern ihren Tahk gehört, bikahs ich hen mit einem mol e große Eidie kriegt, wie mer mehbie e wenig Eckseitment in unsere Lohnsommneß bringe könnte. Ich sin zu die Missus Krumbier un hen en lange Tahk mit se gehabt. Do hen ich ausgefunne, daß in die Nehberhutt so ebaut fufzig Fämmilies wohne duhn; daß se all gleiche dehte, e deitsche Schul zu hen, daß se awwer nit die Eckspenzes uffbringe könnte. Missus Krumbier, hen ich gesagt, Se könne sich gratulire, daß ich hierher komme sin, bikahs ich kann Ihne helfe, daß se e Schul kriege. Off Kohrs geht das nit uff emol, awwer jedes bische duht helfe. Sie hen en arig große Bahrn un in den Bahrn mache mer e großes Entertehnment uff; mer inweite die ganze Nehbrhutt un jedes muß ebbes bezahle, mit den Geld wo mer einnemme, werd e Schul gestart. Die nämliche Zeit, hen mer e Tschehns, die Laura, wo die Mehn Ettreckschen is, vor das Publikum zu bringe un dann werd's nit lang nemme, dann werd in den ganze Kauntie von se getahkt un das is dann e großes Ettwerteisement for se. Die Missus Krumbier war ganz außer sich for Eckseitement un hot sich gefreut wie allej un juhbettschuhrleif, mer sin reiteweg dran gange, zu schaffe. Ich hen e Prohgramm uffgemacht un do kann mer sehn, was iwwerall for Talente schlummere un druff warte, daß mer se wecke duht. Wei, unser Entertehnment das mußt e Pietsch gewwe un for das richtige Ettwerteise, do will ich schon tende. Ich sin schuhr, wann Sie unser Programm höre, dann sin Se surpreist. Jetzt gewwe Se uns in Ihne Ihr Pehper e wenig en Sendoff un ich schicke Ihne auch e Komplimenterie-Ticket for unseren Schoh.

Mit beste Riegards Yours
Lizzie Hanfstengel.

Unsichtbares Goldlager.

In Queensland wird eine Goldmine bearbeitet, deren Erze die Eigenthümlichkeit haben, das Gold in äußerst feiner und für das bloße Auge unsichtbarer Vertheilung zu enthalten. Das Gestein besteht hauptsächlich aus vulkanischen Felsarten, wo große Massen von zersetzten Gesteinen eingeschlossen und von einer Schicht des Wüstensandsteins bedeckt sind. Der Sandstein bildet die Ausfüllung einer Höhlung in losen Sandschichten, und diese haben den reinen Goldgehalt geliefert, wegen dessen die Mine berühmt geworden ist. Sie nimmt nämlich auch deshalb noch eine einzigartige Stellung ein, weil das darin verborgene Gold von der höchsten chemischen Reinheit ist, die je bei einem natürlich gebildeten Gold entdeckt worden ist. In erheblich größerer Tiefe kommt Gold in Verschmelzung mit Silber vor, von dem es schwer zu trennen ist. Auch hier ist an sehr goldreichen Proben des Gesteins, die 50 Unzen auf die Tonne liefern, keine Spur des Edelmetalls mit dem bloßen Auge zu bemerken. Die Entstehung des Goldes in den Sandschichten wird von den Naturforschern dadurch erklärt, daß hier die Wogen des Meeres auf die jetzt tiefer gelegenen goldhaltigen Gesteine eine mechanische Wirkung ausgeübt und dadurch das Gold theils herausgewaschen, theils gelöst haben, worauf es dann später mit dem Meeressand wieder abgelagert wurde.

Nachtschmetterlinge.

Gerade, weil die Nachtschmetterlinge im Dunkeln leben, sind sie um so empfindlicher gegen das Licht, sie eilen ihm, wie einer fremden, vielleicht störenden Erscheinung, mit Eifer entgegen; dies ist so bekannt, daß Schmetterlingssammler, um Nachtschmetterlinge zu fangen, eine grell leuchtende Lampe in der Nähe ihres Netzes aufstellen, dann finden sie im Netz am Morgen reiche Beute. Auch die während der Nacht brennenden Lampen, besonders elektrische Bogenlampen, sind am Morgen von vielen todten Nachtschmetterlingen umgeben, die im raschen Fluge gegen die Glocken stürzten und dadurch getödtet wurden. Merkwürdig ist aber, daß nicht jedes Licht mit derselben Sicherheit die Nachtschmetterlinge anzieht; weißes Licht hat die kräftigste Wirkung, dann folgender Reihe nach gelbes, grünes, orangefarbenes; rothes Licht wirkt schwächer, blaues und violettes noch viel weniger. Wer also die Liebhaberei betreibt, Nachtschmetterlinge zu fangen, wird, wenn er dazu Licht verwenden will, am besten weißes Licht benutzen, oder, wenn es denn doch farbiges sein muß, grünes oder gelbes.

Gehirngewicht.

Dr. Matigru hat 235 Gehirne untersucht, die von Vertretern der verschiedenartigsten Gesellschaftsklassen herstammten. Die Ergebnisse, die er bei diesen Untersuchungen erhielt, sind außerordentlich merkwürdig. Demnach hatten das höchste Gehirngewicht, nämlich durchschnittlich 1500 Gramm, die höheren Beamten und Aerzte, die niedrigsten Gewichte, nämlich 1410 bis 1413 Gramm fanden sich bei handwerksunkundigen Tagelöhnern; bei Aufsehern, Hausdienern, Wachtleuten u. s. w. betrug das durchschnittliche Gewicht 1436 Gramm, bei Lehrern, Musikern, Photographen, Geschäftsleuten, kleinen Beamten, schwankte es zwischen 1450 bis 1470 Gramm. Diese Wägungen sind ja sehr interessant, es wäre aber sicherlich verfehlt, wenn man daraus irgend einen Schluß auf die Intelligenz ziehen wollte. Der einzige Schluß, den man daraus ziehen kann, ist vielleicht der, daß, wer infolge besseren Verdienstes sich besser nährt, eben auch mehr Gehirnzellen ansetzt.

Ein Blinder ist viel besser dran,
Als der vor Scham nicht aufsehn nn.

Ein Vielliebchen.

Humoreske von M. Pelletier.

Herr und Frau Schapi versammeln regelmäßig an ihrem Hochzeitstage Verwandte und Freunde, Kinder und Kindeskinder und die Freunde der Kinder um sich; es ist ein richtiges Familienfest und stets geht's sehr heiter und lustig zu, denn wenn die Gatten auch selbst nicht mehr jung sind, so haben sie sich doch das Verständniß für die Jugend erhalten und an jungen Gesichtern fehlt's denn auch an der festlichen Tafel nie.

An die dreißig Jahre, wenn nicht länger, ist es Brauch bei Schapi's, den Hochzeitstag so zu begehen und mehreremal hat es sich schon gefügt, daß bei ihnen im Haus zwischen „zwei Jungen" die ersten zarten Fäden geknüpft sind und schließlich ein Brautpaar den Weg zum Standesamt antrat.

In diesem Jahr ist aber die Zahl derer, die für Hymens Bande reif, höchst gering. Frau Schapi hat so gut „gesorgt", daß eigentlich zur Zeit nur ein Kandidat vorhanden ist und zwar Leo Dedal; ein netter Mensch, der in einem großen Kaufhaus angestellt ist, gegen den aber die Thatsache spricht, daß er nur sein Gehalt von 2000 Mark und kein Vermögen besitzt. Fleißig und ordentlich, ist Leo mit seinem Loos zufrieden und wenn er auch nichts bei Seite legen kann, wie er lachend eingesteht, so macht er auch keine Schulden.

So wie er ist, ist er nach Ansicht der Schapi's, die selbst ohne Geld, klein angefangen haben, ein ganz annehmbarer Mann für ein junges Mädchen, das selbst es nicht scheuen würde, mit dem Manne zusammen ein bescheidenes Loos zu theilen.

Leider denken aber nicht alle so wie die guten, alten Schapis und zu dieser Zahl gehörte die Mutter von Fräulein Henny Linard. Sie hatte ja gegen den jungen Mann persönlich gar nichts, aber durchkreuzt alle Versuche von Frau Schapi und erwähnt bei jeder Gelegenheit, daß ihre Tochter noch viel zu jung zum Heirathen sei!

Wer aber Leo und Henny, die Frau Schapi beim Dinner als Tischnachbarn plazirt hat, aufmerksam betrachtet, der muß sich sagen, daß die beiden wie für einander geschaffen sind. Zierlich, blond und graziös ist Henny und er ist kräftig gebaut und brünett. Ein hübscheres Paar kann man sich gar nicht denken!

„Gnädiges Fräulein," ruft Leo plötzlich erfreut und hält den großen prächtigen Doppelkern einer Krachmandel ihr entgegen, „darf ich Ihnen die Hälfte anbieten? . . . Sie wissen doch, wozu das verpflichtet."

Hennys Mutter hat den Vorgang gesehen und ist im Stillen ärgerlich. Aber schließlich denkt sie: nun, was hat's auf sich . . . bis zum nächsten Jahr, zur Wiederkehr der heutigen Feier, sehen die beiden sich nicht wieder und bis dahin fließt viel Wasser den Berg hinunter . . . . wer weiß, Henny denkt dann vielleicht gar nicht mehr an Herrn Dedal und der hat Henny wahrscheinlich dann auch vergessen.

Aber der Zufall, selbst ohne Hülfe der Frau Schapi, spielt manchmal wunderbar. Er fügte es, daß Frau Linard und Henny beim Verlassen der Kunstausstellung kurze Zeit nach dem Fest bei Schapi's mit vielen andern auf die elektrische Bahn warten mußten. Unter der großen Zahl der Wartenden stand auch Leo und plötzlich hörte er, wie eine junge fröhliche Stimme ihm lächelnd zuruft: „Guten Tag, Vielliebchen!"

Erstaunt wendet er sich um und bemerkt Henny und ihre Mutter.

„Meine Damen, ich bekenne mich als geschlagen." Grüßend lüftet er seinen Hut und lacht Henny an. „Bitte, gnädiges Fräulein, wär's Ihnen genehm, dann bitte ich hier diese Loose . . . . sind von der Lotterie in Z., hab' sie soeben genommen. . . aus Gefälligkeit für einen Freund."

Im Sprechen hatte Leo seine Brieftasche hervorgeholt und hält dem jungen Mädchen scherzend vier oder fünf Loose hin.

Henny nimmt auf gut Glück eins: „Danke bestens."

„Sie haben damit Ihre Wette eingelöst, Herr Dedal," sagt Frau Linard hastig und nichts kommt ihr gelegener als die „Elektrische", auf die sie gewartet.

Noch einen Gruß . . . dann sind die Damen fort.

Ein Vierteljahr darauf war Fräulein Henny Linard, die nur ein einziges Loos von der Lotterie besaß, nicht wenig überrascht, als eben auf ihr Loos der Haupttreffer fiel, und zwar die recht beträchtliche Summe von 100,000 Mark.

Die Nummer, so lang sie auch war: „3 901 411", die hatte Henny natürlich gut im Gedächtniß behalten; aber nun, wo sie diese gedruckt vor sich sah, da kamen ihr doch Zweifel. Rasch lief sie an ihren kleinen Schreibtisch und entnahm einem Geheimfach das Loos. Ja, es stimmte!

100,000 Mark! Das war ja für sie und die Mutter ein Vermögen; da konnten sie ja glänzend leben, sich alles gewähren . . .

Und Frau Linard ihrerseits freute sich, die Zukunft der Tochter nun gesichert zu wissen . . . da ließ sich doch ein gute Partie finden, mit der Mitgift!

Das Kind war ja doch alt genug zum Heirathen!

In ihrer mütterlichen Freude hatte Frau Linard vollständig vergessen, wie das Glücksloos eigentlich in ihre Hände gekommen: Henny war es, die sie erst wieder daran erinnerte. „Ja, Mama, das ist ja alles ganz schön, aber wir müssen doch bedenken, daß wir das Loos nur der Freundlichkeit Herrn Dedals verdanken. Haben wir denn das Recht, den Gewinn einfach für uns zu behalten, ohne ihm eine Mittheilung zu machen und ihm doch zum mindestens einen Theil des Gewinnes anzubieten?"

„Ach . . ." sagte Frau Linard, der die Worte der Tochter höchst unbillkommen waren . . . „er hat damit doch nur seine Wette eingelöst . . . . damit gleichsam eine Schuld beglichen."

„Oh! Eine Schuld! Mama, wie kannst Du das sagen, ein Vielliebchen ist doch keine Schuld . . . und Herr Dedal hatte auch garnicht die Absicht, damit quitt zu sein, das hast Du nur veranlaßt . . und" — ein Augenblick des Zögerns — „und . . . es ist unsere Pflicht . . . wir können gar nicht anders als Herrn Dedal die Summe, die uns gar nicht gehört, wiederzugeben."

„Ja . . . vielleicht hast Du recht!..." Gott, diese dumme Vielliebchengeschichte bringt uns wirklich in eine peinliche Lage."

„Weißt Du was, Mamachen, am besten ist es, wir thun es gleich; schreibe Herrn Dedal und bitte ihn zu Dir," sagte Henny so eifrig und hastig, daß der Mutter urplötzlich der Eifer sehr auffiel.

Sie schwieg aber doch, lächelte und nickte nur.

* * *

Leo Dedal folgte der an ihn ergangenen Aufforderung. Beim ersten Wort, das Frau Linard über die Zurückerstattung des Geldes sagen wollte, unterbrach er sie aber: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber Sie können doch nicht im Ernst denken, daß ich das Loos, das Sie freundlichst von mir haben annehmen wollen und das Ihnen zukam, zurücknehmen werde. Ich war doch in Ihrer Schuld!"

„Aber . . ."

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht, gnädige Frau. Der Zufall hat es gefügt, das ein Nichts, ein kleines Stückchen Papier plötzlich Werth bekommen hat . . . ich freue mich sehr darüber, aber ich habe gar keinen Anspruch darauf . . ."

„Schön, Herr Dedal, Sie sprechen wie ein Advokat, aber ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir nun auch freundlichst rathen wollen, wie ich dies nach Ihrer Aussage uns zukommende Geld mit meinen Plänen für Henny in Einklang bringen soll?"

„Verzeihung, gnädige Frau . . . ich weiß nicht recht, was Sie damit meinen."

„Bitte, lieber Herr Dedal, ich will mich näher erklären. Meine Tochter ist alt genug, um zu heirathen. Ich glaube sogar, daß ich jemand habe, der ihrer ganz würdig ist; können Sie mir nun versichern, daß der Betreffende nicht Anstoß an der Herkunft der Mitgift nehmen wird, die . . . . wie soll ich mich gleich ausdrücken . . . auf so eigenthümliche Art . . . meiner Tochter zufällt?"

„Ach! Sie haben . . ."

„Mama," ließ sich Henny vernehmen.

„Sehen Sie, lieber Herr Dedal, nun sind Sie ebenso rathlos wie ich.... Ueberlegen Sie, sich die Sache doch einmal," fuhr Frau Linard nach einer beabsichtigten kleinen Pause fort . . . „vielleicht finden Sie einen Ausweg, und wenn Sie am nächsten Sonntag unser einfaches Mahl theilen wollen, können Sie ihn mir ja dann mittheilen" .. . halb ernst und halb lächelnd war das gesagt.

„Oh, gnädige Frau, sollten Sie geneigt sein . . . ."

„Auf Sonntag, mein lieber Herr Dedal."

Und Frau Linard stand auf. Leo Dedal wußte nicht recht, wie er zum Zimmer hinausgekommen. Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, da hing Henny schon am Halse der Mutter und jubelte:

„Oh, welch' Glück, daß wir das Vielliebchen zusammen gegessen haben!"

Ein elektrischer Fackelzug.

Der erste Versuch, in einem Festzuge Elektrizität als Lichtquelle zu verwenden, wurde bei dem Fackelzuge gemacht, mit dem die Bürgerschaft von Dresden König Friedrich August huldigte. Eine vom Geheimen Kommerzienrath Lingner gestellte Gruppe dieses Zuges führte zwei Lokomobilen von sechzig Pferdekräften mit, deren jede mit einer Dynamomaschine montirt war. Diese Maschine erzeugte den elektrischen Strom für 800 Glühlampen. Zur Sicherung gingen fünfundzwanzig Elektrotechniker und Maschinenleute in der aus dem Trompetenkops des Garde-Reiterregiments und 150 Angestellten Lingner's bestehenden Gruppe mit. Alle Personen und eine gewaltige, weithin leuchtende Königskrone waren durch Leitungsdrähte verbunden. Die imposante Gruppe erregte allseitig große Bewunderung.

In Oklahoma.

Oklahoma, ein indianischer Name, bedeutet schönes Land und es rechtfertigt in großem Maße die Auslegung der rothen Männer. Wäre das Land nicht die Heimstätte der heftigsten Winde, die nicht selten in Orkane ausarten, wenig wäre wohl im Allgemeinen auszusetzen, denn es besitzt einen der fruchtbarsten Ackerboden, der alle Erzeugnisse der Bodenkultur liefert; auch können die verschiedensten Obstfrüchte und Strauchobst mit bestem Erfolg gezogen werden. Nimmt man den regelmäßig eintretenden Regenfall in Betracht, die relative Billigkeit des Farmlandes, die vielen verschiedenartigsten Hülfsquellen des Territoriums, so ist es in der That heutzutage eines der empfehlenswerthesten Länder in den Vereinigten Staaten.

Selten hat sich ein Südstaat so rapide angesiedelt wie Oklahoma, ausgenommen etwa das Indianer-Territorium, welch letzteres allerdings phänomenale Faktoren aufzuweisen hat, die den Unternehmenden im hohen Grade anziehen. Ungeheuere Kohlenfelder, ein großer Bezirk von Oelquellen, Cement und Schwefellager, sowie ein überaus reiches Ackerland sind die bedeutendsten Resourcen dieses fruchtbaren Landes.

Oklahoma City, ungleich anderen schnell entstandenen Städten, ist ein Muster von Eleganz, Reinlichkeit und Wohlhabenheit. Breite cementirte Straßen mit stattlichen Gebäuden sind für den Ankömmling besonders in die Augen fallend. Weiter draußen breiten sich kosige Residenzen aus, zierlich und comfortabel, dem südlichen Klima angemessen. Dem Fortschritte entsprechend sind natürlich alle Geschäftszweige im vollen Maße vertreten; elektrische Straßenbahnen, Telephonverbindungen, Brauereien, Eisfabriken, elegante Hotels und nicht zu vergessen eine Unmasse Grundeigenthums-Broker-Geschäfte; sowie eine stattliche Reihe nahezu fürstlich ausgestatteter Trinklokale, die einer nördlichen Großstadt zur Ehre gereichen würden.

Nachmittags ging es dann über El Remo und Chickasha westwärts Hobart entgegen, von wo ich erst den nächsten Tag Anschluß nach Siboney erwarten konnte. In Chickasha bestieg ein gewisser Judge Silsbee unseren Zug, mit dem ich in wenigen Minuten bekannt wurde. Der würdige Richter, der schon seine siebzig Jahre auf dem Rücken trug, überraschte mich durch seine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Elastizität. Während er mir besonders aufregende Episoden aus seinem bewegten Leben erzählte, warf er seine gelenkigen Beine in die Höhe und brach in herzliche Lachsalven aus. Einschalten muß ich hier, daß Oklahoma heute vielleicht das Land der ungenirtesten Manieren ist; ursprünglich und natürlich wie das Land, sind auch dessen Bewohner frei von künstlicher Politur, freimüthig und unterhaltungsbedürftig.

Der Judge, in seinem schwarzen Anzug, dem weißen Slips, über den sich ein massiver, glattrasirter Kopf, umrahmt mit Silberlocken, erhob, interessirte mich im hohen Grade.

„Ja", meinte er, „this is a fine country, wo finden Sie in der Union ein Land, das so viel Ernten erzielt, ein solch wundervolles Klima besitzt (draußen schoß der Regen in Strömen hernieder und die Luft war frosterschauernd) und solch einen bewunderungswürdigen Menschenschlag!"

Ohne den Judge wäre mir die Reise vielleicht langweilig erschienen, doch protestirte ich durchaus nicht, als wir beim Einbruch der Dunkelheit in Hobart anlangten. Kaum dem Zuge entstiegen, heulte uns wahrhaftig ein Schneesturm entgegen. Ein solch krasser Umschlag am Ende des Aprils. Den Judge schien es nicht anzufechten, denn er dirigirte mich im Laufschritt nach einem Omnibus, welchen noch mehrere Passagiere, darunter ein paar Cowboys, patronisirten. Dann im Galopp durch Löcher, über Stumpf und Stiel durch die morastüberzogenen Straßen. „A fine Country!" äußerte wieder einmal der Judge, indem er mir einen furchtbaren Rippenstoß versetzte. Ich konnte dies schlechterdings nicht unterstützen und wünschte darüber nähere Auskunft, als wir in ein besonders tiefes Loch geriethen und beim heftigen Aufraffen der Pferde flog mein Regenschirmknauf dem unglücklichen Judge unter das Kinn, zum allgemeinen Ergötzen der wiehernden Cowboys. Doch ich war quitt mit dem Judge und er verschonte mich fürs Erste mit ferneren Landespreisungen.

Gründlich durchgerüttelt landeten wir endlich im Hotel Brock. Da es schon neun Uhr geworden, hatte sich die Küchenfee in ihr Gemach zurückgezogen, zum Leidwesen unserer knurrenden Mägen. Gerne überließ ich mich dem Judge zur Auffindung einer Erfrischungsstation, die wir denn auch, trotz des Schneegestöbers, in kurzer Zeit erreichten. Es ist wunderbar, wie einem maltraitirten, ausgehungerten Menschen eine Mahlzeit dritter Güte munden kann. Drum verzieh ich dem Herbergsvater, seines Aussehens nach ein durchgefallener Advokat, setzte noch einen Humpen St. Louis Bier auf die durstige Kehle und dann schlugen wir uns durch das Unwetter nach unserer Karawanserei zurück. Der nächste Morgen brachte weitere Regengüsse und das behagliche Feuer im Hotel-Empfangszimmer empfanden wir als eine wirkliche Wohlthat.

Der Judge dampfte eine Stogie nach der anderen ab und erwartete gleichmüthig seinen Zug nach Mangum, während ich mich nach dem südlichen Siboney rüstete. Ich überließ den würdigen Judge seinen Träumereien und durchplatschte Hobarts Straßen. Trotz des noch immer rieselnden Regens war doch überall Schaffen und Arbeitsfreudigkeit bemerkbar. Ueberall neue Bauten, sowie die Angriffnahme der Wasserwerke und eines 75,000 Dollars County Courthaus. Fürwahr begreifliche Stimulanten!

Lichter und heller ward der Horizont und deutlicher traten uns die Wichita-Berge entgegen. Da, im Nu, sprangen die Hunde auf einen verendeten Stier los und zu unserer Ueberraschung hatten wir einen richtigen Loafer Wolf gestellt. (Ein Loafer Wolf ist nahezu dreimal so groß als ein gewöhnlicher Coyote und tödtet Pferde und Rinder.) Dieser war ein gefährlicher Geselle und selbst unsere Pferde schlugen bedenklich aus und suchten zu entkommen. Tückisch blitzten die Augen der Bestie und ihr heiseres Geheul hielt für's Erste die Hunde von der Attacke ab. Martin feuerte zuerst, doch durch das Bäumen seines Pferdes durchlöcherte die Kugel nur ein Ohr des Wolfes und ehe wir noch Gelegenheit hatten, unser Glück zu versuchen, hatten sich schon die Hunde über das wilde Thier geworfen. Leider konnten wir es nicht verhindern, daß einer der Hunde blitzesschnell in Stücke zerrissen wurde, dann erlegte ein wohlgezielter Schuß Walker's den gefährlichen Kerl. Im Laufe des Tages war auch mir das Jagdglück hold, indem ich zwei Coyotes erlegte. Walker hatte allerdings seinen Treffer weg, denn des Wolfes Kopf trug ihm hundert Dollars Prämiengeld ein. Unsere Hauptbeute war jedoch ein gewichtiger Sack Prairiehühner. Noch schwärmen zahllose dieser schmackhaften Vögel im Süden Oklahoma's und dem texanischen Panhandle.

Der Tag war prachtvoll; nach dem Regen wirkte die klare, würzige Luft doppelt erquickend. Hierauf die Rückkehr, müde und hungrig und doch Lebensfreudigkeit in allen Gliedern. Dann der Abend-Imbiß in Walker's Kabine, zubereitet von Martin's kundigen Händen. Berge von Schweinerippen, ländliche selbstzubereitete Wurst, dampfende Bisquits und ein wunderbar belebender Kaffee. Als Krone eine duftige Cigarre und Pfeife und wir hätten an diesem Abend nicht mit eines Königs Thron getauscht. Ersehnter habe ich selten mein Lager aufgesucht und sicherlich nie besser geschlafen, als auf meinem Blätterlager in der Kabine im kleinen Siboney.

Nur wenige Meilen von Siboney liegt ein anderer kleiner Ort — Frederick, der erst vor kurzer Zeit jedem Bürger unseres Landes bekannt wurde, denn unser Präsident zeichnete ihn durch mehrtägigen Aufenthalt aus. Das Landesoberhaupt, wie allbekannt, ein vorzüglicher Jäger, wirft sich alljährlich für längere Zeit an den Busen der Natur und huldigt dem fröhlichen Jagdsport, dessen Genuß er sich seit Jugendjahren nicht versagen kann. In Anbetracht seiner großen Popularität, hätte man ungezählte Schaaren in Frederick wähnen dürfen, doch Herrn Roosevelt's Wunsch war ungestört jagen zu können und pietätvoll kam man diesem Verlangen nach. Nach des Präsidenten eigener Versicherung war er im höchsten Grade befriedigt sowohl mit Land und Leuten als auch mit dem Jagdergebniß. In Frederick traf er auch mit Quanah Parker, dem angesehenen Indianer-Häuptling, zusammen. Die Rothhaut sah den weißen Vater nur für wenige Minuten und verschwand ebenso rasch wie er gekommen.

Ob sich wohl in des Häuptlings Seele trübe Gedanken regten, als er seiner Einsamkeit zuritt? Längst ist man sich klar, daß die rothe Rasse unaufhaltsam dem Untergang zueilt; ihr Schicksal war besiegelt, als die ersten Einwanderer am Plymouth Rock landeten. Gegenwärtig existiren 12,000 Indianer (vollblütig) in Oklahoma und deren 20,000 im Indianer-Territorium. Ihnen ist noch ihr ganzer, ursprünglicher Stolz eigen, welcher dem Amerikaner noch heute unverständlich ist. Der Indianer weiß, daß sein Ende naht; er sah das Nahen der Civilisation und kehrte ihr verächtlich den Rücken. Sein Volk, des ganzen, immensen Continents beraubt, kämpfte für Aufrechterhaltug seiner Unabhängigkeit und stoisch sieht es nun dem Finale des Dramas entgegen. Unaleich den Thaten ihrer Vorväter sind heute die Häuptlinge der verschiedenen Nationen-Gruppen zu der Einsicht gelangt, daß Widerstand eine thörichte Sache sei und daß man den Weißen und dem Unabänderlichen weichen müsse. Wie einst die unermeßlichen Büffelheerden von Oklahoma's Gefilden verschwanden, so wird auch die rothe Rasse in nicht ferner Zeit für immer von ihren einstigen Jagdgründen verschwinden . . .

* * *

Glänzend und warm erhebt sich die Sonne aus den Wichita Bergen und bescheint ein jungfräuliches Land, das ich ungern verlasse. Noch findet man hier weite Strecken unberührt von Kultur und ihren Begleiterscheinungen, Städte, die wie Pilze aus dem Boden wachsen und einen unternehmungslustigen Menschenschlag, dem keine Schwierigkeit zu groß und dem Erfolg blühen wird. Wie sagte noch der Judge: „It is a fine Country, this lusty State of Oklahoma!"

Otto Sittinger.